

## „Von Asien lernen“ Revisited<sup>1</sup>

Ulrich Menzel

„Asien“, darüber kann kein Zweifel mehr bestehen, ist nach dem „Westen“ die zweite große Entwicklungsregion auf der Welt. Kontrovers ist allerdings schon, was unter „Westen“, noch kontroverser ist, was unter „Asien“ zu verstehen ist. Wie ist der asiatische Entwicklungserfolg zu erklären, was lässt sich aus einer entwicklungspolitischen Perspektive von Asien für andere Regionen lernen und was sind die Konsequenzen für die übrige Welt?

Die erste Kontroverse lässt sich noch am ehesten auflösen. Der bloß cursorische Blick auf einschlägige Vergleichsstatistiken, etwa wie sie der Weltentwicklungsbericht der Weltbank des Jahres 2007 offeriert (vgl. Tabelle im Anhang), zeigt, dass die wirtschaftlichen und die sozialen Indikatoren etlicher asiatischer Länder alle in eine Richtung weisen und dass die Ent-

---

<sup>1</sup> Dieser Text ist ein Metatext. Sein Titel bezieht sich auf eine Revue meiner zwischen 1975 und 2007 entstandenen asienbezogenen Schriften, die hier in der Reihenfolge ihres Erscheinens zitiert werden: Theorie und Praxis des chinesischen Entwicklungsmodells. Ein Beitrag zum Konzept autozentrierter Entwicklung. Opladen 1978; Die ostasiatischen Schwellenländer. Testfälle für die entwicklungstheoretische Diskussion. In: Prokla 15.1985,2. S. 9-33; Indikatoren zur Bestimmung von Schwellenländern. Ein Vorschlag zur Operationalisierung. In: Franz Nuscheler (Hrsg.), Dritte Welt-Forschung. Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik. Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 16/1985. S. 75-96; In der Nachfolge Europas. Autozentrierte Entwicklung in den ostasiatischen Schwellenländern Südkorea und Taiwan. München 1985; (Hrsg.), Im Schatten des Siegers: Japan. 4 Bde. Frankfurt 1989; Japan und der asiatisch-pazifische Wirtschaftsraum: Tendenzen wachsender Regionalisierung und Hierarchisierung. In: Hanns W. Maull (Hrsg.), Japan und Europa: Getrennte Welten? Frankfurt 1993. S. 156-187; Nachholende Modernisierung in Ostasien aus entwicklungstheoretischer Perspektive. In: Dieter Nohlen/Franz Nuscheler (Hrsg.), Handbuch der Dritten Welt. Band 8: Bonn 1994, S. 14-61; Die Wiederentdeckung des Staates. Die neue Politik der Weltbank und die entwicklungspolitische Diskussion über das asiatische Wirtschaftswunder. In: asien afrika lateinamerika 28.2000,1. S. 21-26; Was ist Globalisierung oder die Globalisierung vor der Globalisierung. In: Mir A. Ferdowsi (Hrsg.), Weltprobleme. München 2007. S. 23-61; Imperium oder Hegemonie? Folge 1: Song-China 960-1204; Folge 2: Pax Mongolica 1230-1350 und die Globalisierung vor der Globalisierung; Folge 4: Die frühen Ming (1368-1435) und die Restauration des Tributsystems. Braunschweig 2007. Im Text wird auf zahlreiche Literatur Bezug genommen, die ähnlich oder kontrovers argumentiert. Sie ist in den zitierten Titel zitiert.

wicklungsregion Asien wächst. Asien entwickelt sich vertikal und horizontal mit großer Dynamik. China als altes Kernland sogar im zweistelligen Bereich.

Bis zur Zäsur des 2. Weltkriegs gehörten zur Entwicklungsregion Asien nur Japan und das japanische Kolonialreich, bestehend aus Taiwan, Korea und der Mandschurei, wenn auch einige chinesische Küstenstädte, allen voran Shanghai, bereits auf dem besten Wege waren. Die „Treaty Ports“ oder „Hafenkolonien“ in den asiatischen Gewässern waren, was lange Zeit unterbelichtet blieb, nicht nur Vorposten des westlichen Kolonialismus, sondern auch als kosmopolitischen Städte Vorposten der Moderne mit vielfältigen Impulsen für das Hinterland. Die „goldenen“ 20er/30er Jahre erfahren heute in der Boomtown Shanghai, dem früheren „Paris des Ostens“, eine Renaissance und werden als Ausgangspunkt des aktuellen Wirtschaftswunders regelrecht zelebriert.

Spätestens seit Beginn der 1960er Jahre wurde „Asien“ auf die „Tigerstaaten“, die Schwellenländer der ersten Generation (Südkorea, Taiwan, die alten Hafenkolonien Hongkong und Singapur), ausgeweitet, während in der Volksrepublik China und in Nordkorea ein alternativer Entwicklungsweg unter autarkistisch-maoistischen Vorzeichen beschritten wurde. In China wurde seit 1978 im Zuge der Reform- und Öffnungspolitik der Maoismus ad acta gelegt, während der als „Kim Il-sung-ismus“ gepriesene Steinzeitkommunismus in Nordkorea in seinem Dämmerzustand verharrte, blieben die zögerlichen Öffnungsversuche dort noch nicht einmal halbherzig.

In den 1980er Jahren wuchs die Entwicklungsregion Asien um die Schwellenländer der zweiten Generation, Malaysia, Thailand und Indonesien, wobei nur im letzteren Fall berechtigte Zweifel angebracht sind, weil Indonesien nicht nur aus Java, sondern, ähnlich den Philippinen, aus einer Vielzahl von Inseln,

Ethnien, Kulturen und Entwicklungsniveaus besteht. Seit den 1990er Jahren ließ sich nicht mehr leugnen, dass China als Folge des neuen Kurses diesen Kreis als Schwellenland der dritten Generation nochmals erweitert hat. ASEAN + 3 lautet der lose organisatorische Ausdruck einer wirtschaftlich potenten Region, die aus den südostasiatischen ASEAN-Staaten sowie Japan, China und Südkorea besteht. Auch Vietnam kann mittlerweile trotz aller Verwüstungen des Krieges hinzugezählt werden. Die „Gemeinsame großostasiatische Wohlstandssphäre“, ein japanischer Euphemismus der Vorkriegszeit zur Legitimierung der japanischen Expansion, hat Gestalt angenommen. Das „Gänseflug-Modell“ des japanischen Entwicklungstheoretikers Akamatsu aus den 1930er Jahren ist Wirklichkeit geworden. Fraglich ist nur, ob Japan immer noch die Leitgans ist oder von China abgelöst wird.

Damit schien Asien definiert als eine Großregion, die seit vielen Jahrhunderten kulturell und politisch von China geprägt wurde, entweder direkt wie im Fall der unmittelbaren Nachbarn oder indirekt durch die Auswanderung, die in Südostasien zu beträchtlichen chinesischen Minderheiten geführt hat. Die transnational operierenden Familiennetzwerke der Auslandschinesen fungieren dort als die eigentlichen Akteure des wirtschaftlichen Aufschwungs, sind die „Strategische Gruppe“, mit der sich die Ausbreitung des Schwellenländerphänomens auch erklären lässt. Dieses Verständnis von Asien muss allerdings, seit auch Indien in den Kreis der Schwellenländer eingetreten ist, weiter modifiziert werden mit weitreichenden Konsequenzen für mögliche Erklärungen des asiatischen Entwicklungsbooms. Hinzu kommt die neue quantitative Dimension, das Argument der großen Zahl. China und Indien zusammen sind die halbe Welt – nicht nur die Hälfte der Weltbevölkerung, sondern in absehbarer Zeit werden sie, wie schon vor 300 Jahren, die Hälfte des Weltsozialprodukts erzeugen.

Ein ganz neuer Trend ist schließlich, dass Asien über seine Grenzen hinauswächst. Insbesondere Afrika südlich der Sahara ist seit einigen Jahren das Ziel chinesischer Auslandsinvestitionen in den Rohstoffsektor, eines wachsenden bilateralen Handels und nicht zuletzt einer neuen Welle chinesischer Migration, wobei insbesondere die im Westen so verpönten „Schurkenstaaten“ (Sudan, Angola, Simbabwe etc.) im Zentrum der neuen chinesisch-afrikanischen Partnerschaft stehen. Asien und insbesondere China brauchen Rohstoffe, die Afrika liefern kann. Dass hier möglicherweise eine neue Form alter „Tributbeziehungen“ sich etabliert, wie sie zuletzt durch die sieben großen Flottenexpeditionen des Admirals Zheng Ho zu Beginn des 15. Jahrhunderts in der frühen Ming-Zeit im Becken des Indiks errichtet wurde, ist ein pikanter Nebenaspekt.

Unter Asien als der neuen großen Entwicklungsregion sind also alle die Länder zu verstehen, die schon vor Ankunft der Portugiesen zu Ende des 15. Jahrhunderts über Hochkulturen, ein hohes wirtschaftlich-technisches Niveau und ausgeprägte staatliche Strukturen verfügt haben. Die Region reicht von Indien im Westen bis Japan im Osten und umfasst alles das, was die Europäer unter „Ostindien“ bzw. dem „Fernen Osten“ verstanden haben. Nicht dazu gehört Zentralasien, (noch nicht) das übrige Südostasien, große Teile der philippinischen und indonesischen Inselwelt bis Papua Neuguinea, nicht zufällig vor der europäischen Kolonialherrschaft eher die Regionen akephaler Gesellschaften. Kulturell ist dieses „Asien“ also keineswegs homogen, sondern gleichermaßen von Konfuzianismus, Buddhismus, Hinduismus, Islam und Christentum geprägt, wobei der Islam als Fremdreigion sich erst kurz vor Ankunft der Europäer in Südostasien ausgebreitet hat. Dies ist eine Erklärung, warum die christliche Mission in Asien im Unterschied zu Lateinamerika so wenig erfolgreich war.

Weniger eindeutig sind die anderen Kontroversen zu klären. Dies wird deutlich, wenn man das Wechselbad der Konjunkturen Revue passieren lässt, die die Rezeption Asiens im Westen erfahren hat. Mal überwiegt die Faszination, die Bewunderung für die asiatischen Zivilisationen, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und Arbeitsethik, mal die Furcht vor der asiatischen Expansion und Despotie gepaart mit der Verachtung für orientalischen Hedonismus, Prunksucht und Dekadenz, die im Genre des „Orientalismus“ in Literatur und Malerei ihren ambivalenten Niederschlag gefunden hat. Diese Tradition reicht von den mongolischen Eroberungsfeldzügen des 13. Jahrhunderts bis zum japanischen Überfall auf Pearl Harbour und der blutigen Niederschlagung der Studentenbewegung auf dem Platz des Himmlischen Friedens im Jahre 1989. Land des Lächelns oder gelbe Gefahr. Entwicklungstheoretisch lautete die Alternative: Asien hat seinen Zenith lange überschritten (als Folge interner Modernisierungsblockaden oder als Folge des europäischen Eindringens) oder - Asien befindet sich im neuerlichen Aufstieg, dessen Triebkräfte tiefe Wurzeln haben. Andre Gunder Frank hat dieses mit seinem „ReOrient“ auf den Begriff gebracht.

Exemplarisch seien nur die fünf Wellen der jüngeren China-Rezeption genannt. Nach der kommunistischen Machtergreifung 1949 wurde China als „Rotchina“ apostrophiert, als eine dramatische Erweiterung des einzudämmenden sowjetischen Einflussbereiches, als Nachvollzug des sowjetischen Modells von zentraler Planwirtschaft, Schwerindustrialisierung und Zwangskollektivierung unter dem Signum der Chinesisch-sowjetischen Freundschaft der 1950er Jahre. Die eigentliche Eskalation des Ost-West-Konflikts erfolgte in Asien. Dort war der Kalte Krieg ein heißer Krieg. Auf den Schlachtfeldern Koreas und Vietnams und in der Strasse von Taiwan wurde der Westen gegen die Ausbreitung des Kommunismus verteidigt. Als sich aber herausstellte, dass China keineswegs bereit war, sich der Sowjetunion unterzuordnen, im Gegenteil einen eigenständigen Weg zum Aufbau des

Sozialismus reklamierte, „Peking“ den harten auch ideologischen Konflikt in der „Polemik über die Generallinie“ mit „Moskau“ nicht scheute bis an den Rand des offenen Krieges 1968, wurde China attraktiv, nicht nur für maoistische Sekten, sondern bis weit ins bürgerlich-liberale, ja mitunter sogar konservative Lager. China wurde in den 1970er Jahren rezipiert als die große Alternative schlechthin, entwicklungspolitisch durch seine agrarnahe, dezentrale, auf die eigenen Kräfte gestützte, an den Bedürfnissen der „Massen“ orientierte und „angepasste Technologie“ zum Einsatz bringende Entwicklungsstrategie, pädagogisch durch die „repressionsfreie“ Kindererziehung, medizinisch durch die Propagierung traditioneller Heilpraktiken, die von „Barfußärzten“ vermittelt wurden, ökologisch durch den Einsatz von Biogasanlagen, gesellschaftlich durch die Aufhebung des Widerspruchs von Hand- und Kopfarbeit („Rot und Experte“) und gar feministisch („Die Hälfte des Himmels“) durch die Emanzipation der Frauen, die im maoistischen Einheitslook daher kamen. Wer erinnert sich noch der euphorischen Reiseberichte, Bücher und Filme westlicher Polit-Touristen, den Pilgerreisen westlicher Politiker, die die „chinesische Karte“ spielen und dem vergreisten Mao in Peking vor der Kamera die Hand schütteln wollten?

Nach der Öffnung des Jahres 1978 war es der Mythos des chinesischen Marktes, an dem jeder teilhaben wollte. Das Motiv der „Suche des Seewegs nach Indien“ klang wieder an. Ähnlich wie nach der erzwungenen Öffnung durch die beiden Opiumkriege Mitte des 19. Jahrhunderts ergoss sich eine Flut von Wirtschaftsdelegationen, Joint-Venture-Abkommen und Direktinvestitionen über das Land. China erschien in den 1980er Jahren als neue „Frontier“, als Land der unbegrenzten Möglichkeiten, als Absatzmarkt westlicher Waren wie zur Produktionsauslagerung, um an den niedrigen Löhnen und der disziplinierten Arbeitskraft zu partizipieren.

Der kurze Pekinger Frühling und die brutale Niederschlagung der Studentenbewegung des Jahres 1989 wandelte das Bild abermals und ließ die China-Rezeption in ihr Gegenteil umschlagen. China schien doch nicht den osteuropäischen Weg der friedlichen Transformation zu gehen, sondern sich wieder als Hort der orientalischen Despotie zu entpuppen. Der obsiegenden konservativen Partielite in einem innerparteilichen Linienkampf war der Machterhalt wichtiger als die Modernisierung selbst um den Preis der neuerlichen außenpolitischen Isolation und des Stopps der Reformen. So dachte man jedenfalls.

Seit sich allerdings herausgestellt hat, dass Machtmonopol der Kommunistischen Partei und frühkapitalistische Verhältnisse keinen Widerspruch bilden, seit dennoch oder vielleicht gerade deshalb das Wirtschaftswachstum so richtig in Fahrt gekommen ist und eine Branche nach der anderen im Westen durch die chinesische Exportoffensive unter Druck gerät, ist der Mythos vom chinesischen Markt dem neuerlichen Mythos von der gelben Gefahr gewichen. Unfaire Handelspraktiken, Niedrigstlöhne, frühkapitalistische Ausbeutungsverhältnisse ohne Arbeitsschutz, Gewerkschaften und Umweltauflagen, gar Sträflingsarbeit zu Exportzwecken bedrohen den westlichen Wohlstand. Jüngste Beispiele des neuen Tenors sind die Anklagen gegen chinesisches Billigspielzeug mit gesundheitsschädlichen Wirkungen, staatliche Investmentfonds, die nach Heuschreckenmanier hiesige Firmen aufkaufen oder Produktpiraten, die westliche Musik- und Softwarefirmen in den Ruin treiben. Innerhalb weniger Jahrzehnte hat China eine beispiellose Karriere gemacht vom Land der Kulis, Bettler, Opiumraucher, Prostituierten, Triaden und Glücksspieler über das nachahmenswerte „Modell“ für alles und jedes, gefolgt vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten westlicher Goldgräber bis zum eigentlichen Globalisierungsgewinner und Totengräber des europäischen Sozialmodells.

Die internationale Finanzkrise könnte möglicherweise einen neuerlichen Paradigmenwechsel einleiten. China ist nicht nur ein großer weltwirtschaftlicher Akteur und Globalisierungsgewinner, es ist vielleicht auch ein großer weltwirtschaftlicher Akteur, der mit seiner wirtschaftlichen Macht verantwortungsvoll umgeht. Geschätzte zwei Billionen US\$ Währungsreserven sind ein Potential, das China zur Stabilisierung der Finanzmärkte einsetzen kann, muss es als künftiger Exportweltmeister eine weltweite Rezession doch ganz besonders fürchten. Die Ankündigung, mit einem 500 Mrd. US\$-Konjunktur-Programm die Binnenwirtschaft ankurbeln zu wollen, zeigt wer in Zukunft die „Lokomotive“ der Weltwirtschaft sein wird. Neokeynesianismus pur in einem Land, wo immer noch die „Kommunistische Partei“ das Machtmonopol hat. Die wohlwollenden Kommentare in der westlichen Presse können China sicher sein.

Die Frage, wie die Entwicklungserfolge Asiens und Chinas im besonderen zu erklären sind, wird hoch kontrovers diskutiert, nicht zuletzt deshalb, weil die internationale Diskussion seit den 1970er Jahren immer wieder durch das, was in Asien passiert, beeinflusst wurde. Am Anfang stand die dependenztheoretisch beeinflusste Fragestellung, ob China ein Modell für autozentrierte Entwicklung sein könne. Die einen störte die These, dass die Abkoppelung vom Weltmarkt, dazu noch unter sozialistischen Vorzeichen, ein gangbarer Weg sei, die anderen die These, dass der Kolonialismus China nur randständig berührt habe, große Länder per se eine natürliche Binnenorientierung besäßen. Die dritten interpretieren China als Land der „asiatischen Restauration“, wo die asiatische Produktionsweise fröhliche Urstände feierte, was per se eine Modernisierung des Landes ausschliesse. China passte so richtig in keine der konkurrierenden Großtheorien.

Darauf folgte die Schwellenländerdiskussion mit den Paradebeispielen Taiwan und Südkorea. Im dependenztheoretischen Lager

war nicht akzeptabel, überhaupt einen möglichen Entwicklungserfolg zu konstatieren, da auf diese Weise das Dogma „einmal Dritte Welt, immer Dritte Welt“ in Frage gestellt wurde. Durfte doch aus strukturalistischer Perspektive die Lösung eigentlich nur in der Transformation von Weltmarktstrukturen liegen. Im modernisierungstheoretischen Lager war die These anstößig, dass die Erfolge der ersten Schwellenländer nicht neoliberal, sondern durch massive Staatsintervention zu erklären seien.

In den 1980er Jahren beherrschte Japan, genauer der japanisch-amerikanische Handelskonflikt und die Frage nach den Ursachen des japanischen Aufstiegs zur führenden Industriemacht vor dem Hintergrund des behaupteten „american decline“ die Diskussion. Auch dies war im weiteren Sinne eine entwicklungspolitische Diskussion, wurde doch spekuliert, dass das Zeitalter des Fordismus vom Zeitalter des Toyotismus abgelöst würde. Die Industrie- und Betriebssoziologie hatte ein neues Forschungsfeld identifiziert. Westliche Industriemanager, Wirtschaftspolitiker und gerade auch Gewerkschafter sollten damals von Japan lernen. Die neue Japanrezeption führte zu der These, dass Japan in der Meiji-Zeit das Modell des bürokratischen Entwicklungsstaates kreiert und in seine Kolonien exportiert habe und dieses seit den 1950er Jahren von den asiatischen Nachbarn kopiert werde. Damit werde das Schwellenländerphänomen Nachfolger in der Region finden. Auch diese Thesen waren anstößig, da sie die Behauptung in Frage stellten, nur der westliche Weg in die Moderne sei der einzig Gangbare und das Ergebnis dieses Weges, die liberal verfasste bürgerliche Gesellschaft, sei auch die Voraussetzung für die Entwicklung nichtwestlicher Gesellschaften. Die These, dass Industrialisierung auch ohne parallele Demokratisierung möglich sei bzw. dass es auch andere Wege in die Moderne gibt, war aus einer eurozentrischen Perspektive - gleichviel ob modernisierungstheoretisch oder dependenztheoretisch begründet - unverdaulich. Die entwicklungspolitische Beschäftigung mit Asien hat auch zu der Erkenntnis

geführt, dass die Wiederentdeckung des Staates von Seiten der Weltbank in den 1990er Jahren, die Abkehr vom Washington-Konsens und die Hinwendung zur Institutionenökonomik ganz wesentlich durch die asiatischen Entwicklungserfolge, die japanische Entwicklungspolitik in Asien und die Intervention Japans auf die Politik der Weltbank beeinflusst worden ist. Japan reklamierte erstmals sein Modell als Alternative zu westlicher Entwicklungspolitik.

Auch wenn die große Erzählung der 1980er Jahre, dass Japan die USA als Führungsmacht ablöst, sich als gegenstandslos herausgestellt hat, da auch das japanische Wirtschaftswunder an seine Grenzen gestoßen ist und Japan immer politisch-militärischer Juniorpartner der USA geblieben ist, so wiederholt sich derzeit diese Diskussion im Hinblick auf China mit den gleichen Argumenten. An die Stelle des Japan-Bashing ist das China-Bashing getreten. Das India-Bashing wird folgen. 2008, spätestens 2009, wird nicht mehr Deutschland, sondern China Exportweltmeister sein. Die Olympiade in Peking hat erstmals China auf Platz eins im Medaillenspiegel katapultiert. Hochrechnungen prognostizieren, dass das chinesische das amerikanische Sozialprodukt in etwa 20 Jahren übertroffen hat, vorausgesetzt China kann seine zweistelligen Wachstumsraten durchhalten, die es seit drei Jahrzehnten aufweist, ein welthistorisch einzigartiger Vorgang. Alle Aussagen über das Ende des Wachstumsboom dort haben sich bislang als unzutreffend erwiesen. Fast grotesk mutet es an, wenn ein möglicher Rückgang des Wirtschaftswachstums dort auf 7-8 Prozent als „Krise“ bezeichnet wird.

Zwar sind die nordamerikanischen und westeuropäischen Exportmärkte für alle asiatischen Länder sehr wichtig, doch ist die asiatische Großregion selber zu einem großen Markt geworden, weil sich überall eine einkommensstarke Mittelschicht gebildet hat. Auch wenn diese Mittelschicht prozentual noch klein ist,

so gilt auch hier das Argument der großen Zahl. Zehn Prozent von 1,4 Milliarden Chinesen sind immerhin 140 Millionen! Außerdem sind die asiatischen Länder untereinander eine Arbeitsteilung eingegangen mit Japan an der Spitze, zuständig für den Hochtechnologiesektor, die alten Schwellenländer für die ausgereiften Industriebranchen sowie China, Indien und Vietnam für die Montageindustrien, in denen die Arbeitskosten zählen. China ist dabei in rasantem Tempo auf dem Wege, sich auch in den Hochschultechnologiesektor (siehe Raumfahrt) vorzuarbeiten. Ein massiver Protektionismus des Westens als Folge der Finanzkrise würde zwar dämpfend wirken auf den Exportboom, würde aber dort nicht zur Stagnation führen, sondern ggf. sogar die innerasiatische Dynamik beflügeln. Gerade China hätte die Mittel, ein grandioses Konjunkturprogramm zur Binnenmarktexpansion in Gang zu setzen.

Vor diesem Hintergrund bieten sich drei Paradigmen an, wie der Entwicklungsprozess in Asien zu erklären ist. Die Weltbankstudie „The East Asian Miracle“ versuchte den Nachweis, dass dieser auf die Befolgung neoliberaler Rezepte zurückzuführen ist. Spezialisierung nach Maßgabe komparativer Vorteile, Exportorientierung, Marktöffnung und Deregulierung. Die liberalen Teilnehmer an der Schwellenländerdiskussion haben so argumentiert. In krassem Unterschied dazu betonen „revisionistische Autoren“ die entscheidende Rolle des bürokratischen Entwicklungsstaates. Wachstum und Exportorientierung sind nicht nur auf das Wirken der Marktkräfte, sondern zuerst auf eine intelligente bürokratische Inszenierung zurückzuführen, die den Markt instrumentalisiert. Von der administrativen Lenkung bis zur Kopie westlicher Technik, alles ist Teil eines großen nationalen Projekts. Oberstes Ziel ist nicht die Profitmaximierung der einzelnen Firma, sondern Wirtschaftswachstum und nationale Größe. Die alten kolonialen und imperialen Demütigungen des Westens müssen überwunden werden.

Das linke Spektrum der Diskussion hat schlechthin große Probleme mit Asien. Erst wurde rundweg geleugnet, dass dort überhaupt außerhalb von neokolonialen Exklaven in „Freien Produktionszonen“ nachholende Entwicklung stattfindet. Dann wurde das Thema unterschlagen, weil entwicklungspolitische Berichterstattung der Faszination des Jochs unterliegt und Erfolge per se suspekt sind (es sei denn, sie sind irgendwie alternativ zustande gekommen). Dann wurde auf die Fragilität des Wachstums hingewiesen. Die „Asienkrise“ musste eine Zeitlang als Indikator für das definitive Ende des dortigen Wirtschaftswunders herhalten. Dann wurde bevorzugt auf wachsende soziale Polarisierung, auf Umweltverschmutzung, Streiks und Binnenwanderung verwiesen, generell die frühkapitalistischen Verhältnisse und die politische Unterdrückung angeprangert. Möglicherweise muss jetzt die Finanzkrise herhalten, um das Ende des „asiatischen Wirtschaftswunders“ zu prognostizieren. Zweifellos ist an allen Argumenten etwas dran - aber nicht für alle Länder gleichermaßen und schon gar nicht auf Dauer. Japan ist über diese Phase lange hinweg, die Schwellenländer der ersten Generation haben sich demokratisiert, sind sozial stabil und haben eine eher homogene Einkommensverteilung. China weist die größten Defizite auf, aber zumindest die Küstenprovinzen, schätzungsweise 200-300 Millionen Menschen (!), partizipieren bereits sichtbar an den Erfolgen. In Shanghai soll es mittlerweile mehr Wolkenkratzer als in New York geben, hat sich eine kulturelle Metropole internationalen Rangs etabliert. Die aus lateinamerikanischen oder afrikanischen Großstädten bekannten Slums sucht man in Shanghai vergeblich.

Aber - so lautet die berechtigte Frage: Gleichviel ob man die falsche neoliberale oder die eher zutreffende bürokratische Erklärung anbietet. Deren Theoreme und Strategien sind bekannt. Warum funktionieren diese in Asien, nicht aber oder nur schlecht in anderen Großregionen der Welt? An dieser Stelle kommt die kulturalistische Erklärung als drittes Paradigma ins

Spiel. Marktwirtschaft kann nur funktionieren, wenn die Logik des Profits und nicht die Logik der Rente die Triebkraft des Handelns ist. Die Logik des bürokratischen Entwicklungsstaates kann nur funktionieren, wenn es diesen Staat im Sinne einer kompetenten Bürokratie auch gibt, die ihr Handeln nach gesamtstaatlichen Interessen und nicht nach dem Prinzip der Selbstprivilegierung ausrichtet. Sie kann auch nur funktionieren, wenn es eine Bevölkerung gibt, die grundsätzlich bereit ist, staatliche Vorgaben zu akzeptieren und sie nicht per se ablehnt, und die über eine entsprechende Arbeitsethik, Gemeinschaftssinn und Bildungsorientierung verfügt.

Warum also Entwicklung in Asien so gut und in Afrika so schlecht funktioniert, hat demzufolge tiefe kulturelle und alte historische Gründe. Die hier genannten Länder von Indien bis Japan verfügen allesamt über eine lange Tradition von Staatlichkeit, kultureller und intellektueller Blüte und früher wirtschaftlicher und technischer Leistungsfähigkeit, die mindestens bis zum 16. Jahrhundert dem Westen überlegen und mindestens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts dem Westen ebenbürtig war. Die europäische Suche des „Seewegs nach Indien“ im 15. Jahrhundert war die Metapher für das Bestreben, an den Reichtümern Asiens teilzuhaben. Die Globalisierung vor der Globalisierung war das alte Weltsystem, das während der Pax Mongolica von 1250-1350 seine Blüte erreichte und von arabischen, indischen und chinesischen Fernhändlern bestimmt wurde. Westeuropa (Flandern und Oberitalien) war nur der ferne westliche Appendix dieses Weltsystems.

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts hatte Europa immer eine negative Handelsbilanz mit Asien, die durch Edelmetall ausgeglichen wurde, das die Spanier in Amerika geraubt hatten. Die Schiffe auf dem Seeweg nach Indien segelten immer mit Ballast, um dann vollbeladen mit Gewürzen, Textilien, Tee, Porzellan und asiatischen Exotica zurückzukehren. Das Opium, das die Engländer

in Bengalen anbauen ließen, hat erstmals diese Bilanz zumindest mit China ausgeglichen. Die Europäer haben damals zwar am innerasiatischen Handel teilgenommen, ihn aber nie dominiert. Folglich blieb der Kolonialismus in Asien immer nur oberflächlich, vermochte die einheimischen Kulturen nicht wirklich zu durchdringen und schon gar nicht zu zerstören, wie das in Amerika oder Afrika der Fall war. Die Portugiesen, Niederländer und Engländer kamen nach Asien bis ins 18. Jahrhundert eher als Händler denn als Eroberer und Missionare. Japan, China und Siam (Thailand) sind nie in einem förmlichen Sinne kolonisiert worden. Umgekehrt hat das System der westlich dominierten Hafenstädte, die sich in ganz Asien finden lassen und die es auch schon vor der Ankunft der Europäer gab, weil auch arabische, indische und chinesische Kaufleute überall präsent waren, durchaus positiv gewirkt, war Einfallsort westlicher Technik und westlicher Lebensstile, war Magnet für den mobilen, unternehmerischen Teil der einheimischen Bevölkerung. Die Treaty Ports waren in Asien immer Ort der Diffusion der östlichen wie der westlichen Moderne.

Damit ist auch die nächste Kontroverse aufgelöst. Von Asien lernen können deshalb eigentlich nur Asiaten. Das asiatische Modell des bürokratischen Entwicklungsstaates wie das konkurrierende Modell des die Hafenstädte überspannenden Netzwerks aus chinesischem oder indischem Familienkapitalismus funktioniert nur in Asien. Wo sonst? Es sei denn, die Asiaten wandern aus. Inseln der Prosperität an der ostafrikanischen Küste oder etwa auf Mauritius finden sich da, wo es signifikante asiatische Einwanderung gibt. Die China-Towns sind ein globales Phänomen. Abzuwarten bleibt, welche Konsequenzen die jüngste chinesische Expansion in Afrika zeigt. Nicht nur milliardenschwere Investitionen, auch eine Million Chinesen sollen sich bereits in Afrika aufhalten.

Was sind schließlich die Konsequenzen des asiatischen Aufstiegs für die übrige Welt, gerade auch für den Westen? In Asien sitzen derzeit eher die Gewinner der Globalisierung, im Westen eher die Verlierer. Dieses Verhältnis dramatisiert sich durch die quantitative Dimension. Auch wenn es noch lange dauert, bis die Bevölkerung Chinas oder Indiens insgesamt zu den Globalisierungsgewinnern gehört, so machen 10 - 20 Prozent dort doch immerhin schon die gesamte europäische Bevölkerung aus. Der Westen muss lernen, den von Asien ausgehenden globalen Verdrängungswettbewerb und daraus resultierenden Strukturwandel auszuhalten, wie das zu früheren Zeiten umgekehrt die Asiaten mussten. Diese haben es unter großen Mühen mit den Instrumenten des bürokratischen Entwicklungsstaates geschafft. Viele Branchen haben hier keine Chance mehr, nicht nur angesichts der Lohnunterschiede von 1:30, sondern auch weil die asiatischen Länder in punkto Qualität und Arbeitsproduktivität aufholen und überholen. Dann steigen auch in Asien die Löhne. Auch hier hat Japan den Weg gewiesen.

Damit, das ist die eigentliche Erkenntnis dieser Revue der eigenen, fast 35jährigen Beschäftigung mit Asien, die Botschaft des "'Von Asien lernen' Revisited", verkehrt sich die Entwicklungsproblematik. Der Westen wird zwar weiterhin im Hochtechnologiebereich eine führende Rolle spielen, aber gleichzeitig von Verwerfungen gekennzeichnet sein, die aus der alten entwicklungspolitischen Diskussion nur zu bekannt sind. Die Folge des asiatischen Verdrängungswettbewerbs ist die „strukturelle Heterogenität“ im Westen. Im Dienstleistungssektor ist dies bereits augenscheinlich. Spitzeneinkommen bei den Banken, in der IT-Branche und den professionellen Dienstleistungen stehen prekäre Arbeitsverhältnisse im Hotel- und Gaststättengewerbe, bei der Gebäudereinigung, bei den Sicherheitsfirmen und Botendiensten gegenüber. Das „Outsourcing“ in prekäre Beschäftigung ist überall in vollem Gange. Eine bloß neoliberale Politik hat diese Tendenz nur verstärkt. Die Mindestlohn-Debatte war eine

erste Reaktion auf die Versüdlichung des Nordens. Diese könnte dennoch weiter voranschreiten.

Was nötig ist, ist die Umkehrung der entwicklungspolitischen Diskussion. Vieles von dem, was in 50 Jahren entwicklungspolitischer Theoriebildung im Westen für den Süden erdacht worden ist, muss bis hin zum Thema „Neue Weltwirtschaftsordnung“ auf den Westen selber angewendet werden. Dazu gehört auch: Wie lassen sich die Erfahrungen des bürokratischen Entwicklungsstaates hier fruchtbar machen, um den unvermeidlichen Strukturwandel verträglich zu gestalten. Insofern lässt sich vielleicht doch ein bisschen von Asien lernen. In dieser Debatte darf es keine Tabus geben. Westliche Firmen, die weiterhin dem Mythos der asiatischen Märkte anhängen und ihr Wissen nach Asien exportieren, werden die Quittung bekommen. Industriepolitik, ggf. sogar selektive Dissoziation des europäischen Wirtschaftsraums und insbesondere der Schutz des geistigen Eigentums im Hochtechnologiebereich, ist angesagt. Auch Großbritannien, das Mutterland des Liberalismus, hat die bittere Erfahrung gemacht, als es im Zenith seiner wirtschaftlichen Überlegenheit Mitte des 19. Jahrhunderts vom Merkantilismus abrückte und zum Freihandel überging. Dessen weltweite Durchsetzung, sei es durch Verträge wie in Europa oder durch „Kanonenbootdiplomatie“ wie in Asien ging einher mit dem Aufholen der Nachzügler und dem Beginn des „British Decline“, auch wenn das erst um die Jahrhundertwende ins Bewusstsein rückte.

Fazit: Eine liberale, freihändlerische Politik nützt immer nur denjenigen, die an der Spitze stehen. Diejenigen, die aufholen, und diejenigen, die einen Strukturwandel zu verkraften haben, sollten eher auf die begleitende Rolle des Staates – und sei es im europäischen Kontext – setzen. Vielleicht hat die Finanzkrise auch ihr Gutes. Krisen bieten immer die Chance der Katharsis. Es sieht so aus, dass wir am Beginn eines wirtschaftspolitischen Paradigmenwechsels stehen, dass die Ära des

Neoliberalismus auf absehbare Zeit vorbei ist und wir die Renaissance des Staates erleben, jenes Staates, dem im Zuge seiner „Entgrenzung“ als Folge der Globalisierung schon der Verlust seiner sozialen und wirtschaftlichen Kompetenzen nachgesagt wurde. Man wird sehen.

## Wirtschaftliche und soziale Kennziffern asiatischer Industrie- und Schwellenländer

	Bevölkerung		Bruttonational-einkommen (BNE)		BNE bei KKP \$ pro Kopf 2005	Lebenserwartung bei Geburt		Alphabetisierungsgrad von Erwachsenen ab 15 Jahren in % 2000-04	Bruttoinlandsprodukt (BIP) Durchschn. jährl Wachstum 2000-05	Wertschöpfung in % BIP		Bruttoinvestitionen in% des BIP 2005	Exporte in Mio. US-\$ 2005	Leistungsbilanzsaldo in Mio. US-\$ 2005
	Mio. 2005	Durchschn. jährl. Wachstumsrate in % (2000-05)	Mrd. US-\$ 2005	\$ pro Kopf 2005		Männer Jahre 2004	Frauen Jahre 2004			Landwirtschaft 2005	Industrie 2005			
<b>China</b>	1.305	0,6	2.263,8	1.740	6.600	70	73	91	9,6	6	47	39	761.999	68.659
<b>Hong Kong</b>	7	0,8	192,1	27.670	34.670	79	85	93	4,3	13	46	21	292.328	19.706
<b>Indien</b>	1.095	1,5	793,0	720	3.460	63	64	61	6,9	19	28	30	89.843	6.853
<b>Indonesien</b>	221	1,3	282,2	1.280	3.720	66	69	90	4,7	14	41	23	86.285	3.108
<b>Japan</b>	128	0,2	4.988,2	38.980	31.410	78	85	100	1,3	1	31	24	595.750	165.783
<b>Philippinen</b>	83	1,9	108,3	1.300	5.300	69	73	93	4,5	14	33	16	41.224	2.080
<b>Singapur</b>	4	1,4	119,6	27.490	29.780	77	81	100	4,2	0	34	19	229.620	27.897
<b>Südkorea</b>	48	0,5	764,7	15.830	21.850	74	81	100	4,6	4	41	30	284.742	27.613
<b>Malaysia</b>	25	2,0	125,8	4.960	10.320	71	76	89	4,8	9	50	23	140.948	14.872
<b>Thailand</b>	64	0,9	176,9	2.750	8.440	67	74	93	5,4	10	47	31	110.110	-3.719
<b>Vietnam</b>	83	1,1	51,7	620	3.010	68	73	90	7,5	22	40	36	32.233	-926

Quelle: Weltentwicklungsbericht 2007